

die mit einem eher sakramentalen Vorverständnis an das Neue Testament herangehen – ein schönes Beispiel dafür, daß es eine völlig „vorurteilslose“ Exegese bei allem guten Willen kaum geben dürfte.

Wer selbst nicht-sakramental denkt, wird in diesem Buch wertvolle Argumentationshilfen finden; für andere ist es Anlaß, ihren eigenen Standpunkt zu überprüfen. Bedeutsam erscheint mir vor allem, daß auch eine solche Interpretation durchaus keine „Entleerung“ des Herrnmahls bedeuten muß, führt sie doch zum „Lob des einzigen Sakraments“ – dem gekreuzigten, auferstandenen und wiederkommenden Christus, wie Markus Barth des letzte Kapitel des Buches überschrieben hat.

Wolfgang Müller

über dem widerstandslosen Kind“ (90), der böse Folgen habe, da er sich als einen Unglauben geradezu fördernder Faktor erwiesen habe (95).

Dagegen plädiert Bogdan für ein Ernstnehmen des Erwachsenenkatechumenats, das zur Taufe führt und damit für ein „reifes Christentum“, und beruft sich dabei nicht nur auf Karl Barth, sondern auch auf die „Konstitution über die heilige Liturgie“ des 2. Vatikanums und auf die Erkenntnis, daß „Deutschland Missionsland“ ist (104), beklagt jedoch, daß das Vatikanum nur zu einer „halberzigen Reform“ geführt habe, wie zum Beispiel die Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz „Kindertaufe und Elternverantwortung“ zeige, in der die Kindertaufe als die primäre Taufform erscheine.

Ein baptistischer Rezensent freut sich natürlich über die positive Würdigung der Täuferbewegung der Refomationszeit und ihrer Erben (Mennoniten, Baptisten, Pfingstler) und nimmt dafür auch einige kleinere geschichtliche Ungenauigkeiten und die Falschschreibung von Namen (Schattler statt Sattler, Smith statt Smyth) in Kauf. Was ihn allerdings verwundert, ist, daß unter den Literaturhinweisen keine Bücher aus dieser Tradition genannt werden, etwa das baptistische Standardwerk „Die christliche Taufe“ von George Beasley-Murray. Und ausgesprochenes Unbehagen empfindet er, wenn der Verfasser die „Rettung“ (sc. der Kirche) von „unverhoffter Seite“ erwartet: „... von der heutigen Welt, von den unterschiedlichen Religionen, von ihrer ungebrochenen Innerlichkeit, von ihrer nach wie vor funktionierenden Mystik“ (125). Das schmeckt ihm doch allzusehr nach Synkretismus. Auch die Rede vom „tauflosen Zugang zum reifen Christentum“ (127) ist zumindest problematisch.

*Bogdan Snela*, Kindertaufe – ja oder nein? Plädoyer für die Erwachsenen-taufe. Kösel-Verlag, München 1987. 132 Seiten. Paperback DM 22,—.

Die Antwort auf die im Titel gestellte Frage nach der Berechtigung der Kindertaufe heißt für den Verf. eindeutig „nein“. Und in einer Stringenz, wie man sie sonst nur bei Autoren aus taufgesinnten Kirchen findet, führt er diesen Ansatz auch durch, beschreibt die Wassertaufe als Konsequenz der Geisttaufe, als „menschliche Antwort auf göttliches Handeln“ (30) und „eindeutiges, unwiderrufliches Bekenntnis des Glaubens und der Zugehörigkeit zu Jesus“ (42), die „ohne vorausgehenden Glauben als Zeichen ausgehöhlt“ werde (35). Umgekehrt erscheint ihm die Kindertaufe nicht nur als im Neuen Testament unbegründet, was er durch Exegese der einschlägigen Stellen nachzuweisen versucht, sondern sogar als „Willens- oder gar Willkürakt der Erwachsenen gegen-

Insgesamt aber ein Buch, das aufhorchen läßt und das gewiß die Taufdiskussion beleben wird.

Wolfgang Müller

## IN FERNÖSTLICHEM KONTEXT

*Hannelore Kimura-Andres, Mukyokai.*

Fortsetzung der Evangeliums-Geschichte. (Erlanger Monographien aus Mission und Ökumene Bd.1). Verlag der Evangelisch-Lutherischen Mission, Erlangen 1984. 362 Seiten. Kart. DM 40,—.

Frau Kimuras gewichtige Arbeit ist in zwei Schritten entstanden. Der erste war 1973 abgeschlossen: eine Magister-Arbeit über Kanzo Uchimura (1861–1930). Japan hat sich 1853 dem christlichen Westen öffnen müssen. Der begabte junge Samurai Uchimura schien einer der geborenen Verantwortungsträger für die Modernisierung Japans zu sein. Uchimuras „Weg aus der Tradition in die Gegenwart“ (Untertitel der Magisterschrift) war aber alles andere als eine zielstrebige Karriere. Fast quälend wirkt das Stückwerk aus übernommenen und abgebrochenen Tätigkeiten, das Frau Kimura bis 1900 nachzeichnet. Auf diesem holprigen Wege kommt ein Christentums-Verständnis zustande, das Aufsehen erregt hat und weiterwirkt: Mukyokai.

Im zweiten Arbeitsschritt, für die Dissertation, konzentrierte sich Frau Kimura auf das besondere christliche Phänomen Mukyokai in dem zu 99 % nichtchristlichen Japan. „Man kann mit Uchimura alles beweisen“ (12): Dieser für Europäer ärgerlichen Uneindeutigkeit forschte sie weiter nach.

Dank der Hilfe ihres japanischen Mannes bietet sie eine Analyse auch der japanischen Original-Literatur. Sie legt Uchimuras „eigentlich einander aus-

schließende“ Gedanken dar (113–158). Das ist Theologie in einer Unabhängigkeit, die d.Rez. verblüffend an Dietrich Bonhoeffer erinnert. Wie Bonhoeffer wurde Uchimura in einem bestimmten Moment seines Lebens – in Amherst, USA, 1885 – aus einem Kirchenangehörigen zum Christen. „Ein Sünder, dem Gott vergeben hat: das ist meine Definition eines Christen, und das, glaube ich, bin ich“ (70). Diese Erfahrung schärfte seinen Blick für das eigentlich Gewisse: „Wenn das Christentum das ist, wofür ich es halte, so steht es so fest wie der Himalaya selbst“ – und was Menschen an „Kirchen, Lehren, Glaubensartikeln“ darübergebreitet haben, vermeintlich zum Schutz gegen Vergänglichkeit, das sind brennbare Stoffe und nicht der Fels selbst (103). „Ich glaube an die Thesen über Gott“ ist nicht „der Glaube, von dem das Neue Testament spricht“ (142). Was bei Bonhoeffer „einfältiger Gehorsam“ heißt, beschreibt Uchimura als das Eindringen einer Kraft, die in ihm und durch ihn ausführt, „was meinem himmlischen Vater wohlgefällt. Ich weiß, das ist nicht die Weise, in der die modernen Menschen ihr Leben betrachten“ (118). Der Aktivismus des amerikanischen Christentums verfehlt den Glauben, denn der „ist immer passiv; sonst hört er auf, Glaube zu sein“ (143). Ganz ähnlich spricht Bonhoeffer theologisch von „Passivität“ des tätigen Menschen. Gleiche Schlüsse ziehen beide zur Feindesliebe: Gott liebte die Gott hassende Welt; so ist Christentum „zuerst und wesentlich die Liebe der Feinde“. „Wie steht es aber mit den sogenannten christlichen Nationen . . . die doch heftig ihre Feinde hassen, die noch dazu meistens ‚Christen-Brüder‘ sind . . .?“ (135) Den Chinesisch-Japanischen Krieg (1894/95) hatte Uchimura zunächst für „gerecht“ gehalten, erkannte ihn dann